

Übersetzt von Gabriele Haefs

BALLI KAUR JASWAL

Zuckerbrot

ROMAN



KRÖNER

Leseprobe © Kröner Verlag, 2024

3

Die Flagge wogte und wehte über den Fernsehschirm, vor einem Panorama aus Wolkenkratzern, die den glitzernden Singapore River einrahmten. Im Hintergrund begann leise eine vertraute Melodie zu spielen. Ich saß auf dem Wohnzimmerboden und machte meine Mathehausaufgaben. Ich stoppte bei jeder die Zeit – jede Lösung, die ich in weniger als 30 Sekunden fand, schrieb ich auf einen Extrazettel. Ich hielt diese Zahlen für Glückszahlen, weil ich im Rechnen schrecklich schlecht war. Diese Zahlen würde ich in dieser Woche für die Lotterie vorschlagen.

Wieder wogte die Flagge, und die Wolkenkratzer verschwammen mit alten Shophouses, die an den Kanten braunstichig waren wie Toast. Der Singapore River war plötzlich voller Abfälle. Eine schrille Geige begann das langsame Lied *We Are One* zu spielen. Ich hatte es in der Schule für die Nationaltagsfeierlichkeiten lernen müssen, und ich konnte mitsingen, ohne den Text zu lesen, der über den Bildschirm zog. Die Shophouses verblassten und der Bildschirm füllte sich mit Standbildern vom Krieg. Japanische Soldaten mit gebleckten Zähnen, während sie ihre Bajonette auf eine Gruppe zusammengekauert Frauen richteten. Hungrige Kinder, die die hohlen Hände nach rationiertem Essen ausstreckten. Rikschas, in der Bewegung gefroren, vor zerstörten Läden und Häusern mit eingestürzten Wellblechdächern.

Gott beobachtete alles von der Wand herunter. Ich versteckte den Zettel, denn Er sollte nicht wissen, dass ich Daddy

beim Glücksspiel half. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass das nicht richtig war, bis Nani-ji es in der letzten Woche erklärt hatte. »Glücksspiel ist eine Sünde«, hatte sie zu Daddy gesagt.

»Es ist nur ein Hobby«, hatte Ma gesagt und Daddy einen strengen Blick zugeworfen.

»Wenn ich gewinne, kaufe ich dir goldenen Schmuck, und dann werden wir ja sehen, ob du dich noch immer beklagst«, hatte Daddy augenzwinkernd zu Nani-ji gesagt, die das überhaupt nicht komisch zu finden schien.

Die Geigenmusik schwoll an und wurde von einem mehrstimmigen Refrain begleitet. *Wir sind eine Insel, wir sind eine Nation, wir sind ein Volk!* Die Fotos der verschiedenen Bezirke des alten Singapur verschwammen und wurden überlagert von modernen Videoclips. Die Serangoon Road, einst ein ungepflasterter und chaotischer Straßenmarkt, verwandelte sich plötzlich in Little India mit leuchtenden Girlanden und Sari-Läden. Chinatown, rot und phantastisch, mit paillettenbesetzten Drachen und Papierlampions und zerbrechlichen Samsui-Frauen mit rotem Kopfputz, wurde ordentlicher. Die Drachen kamen nur noch bei Festivals zum Vorschein und die Samsui-Frauen gab es nicht mehr. Wohnblocks wurden länger, füllten einen weiten Himmel mit Beton und Glas. Ich glaubte, einen Blick auf unser Viertel zu erhaschen, aber es hätte sich um jeden Wohnblock in Hougang oder Jurong oder sonstwo in Singapur handeln können.

Die meisten Liedtexte zum Nationalfeiertag handelten von Veränderung – »Ein Fischerdorf, eine pulsierende Stadt. Eine Heimat der Anfänge, eine Heimat des Fortschritts. Eine unerschlossene Insel, ein geschäftiger Hafen. Oh Singapur, vereint als eine Nation! Oh Singapur, vereint als eine Insel! Oh Singapur, vereint als ein Volk!«

Ich begriff nicht, was an Veränderung so großartig sein sollte. Sie schien nur noch mehr Ärger mit sich zu bringen. Alles in unserer Wohnung hatte sich verändert, seit Nani-ji eingezogen war, und das war erst ein paar Wochen her. Bei ihr gab es eine Menge Regeln und innerhalb dieser Regeln noch mehr Regeln. Ich hätte sie gern gefragt, was sie wohl glaubte, in wessen Haus sie hier wohnte, aber wenn ich meiner Großmutter jemals Widerworte gäbe, würde Ma mich umbringen. Sie hatte schon damit gedroht, mir Chili auf die Lippen zu schmieren, weil ich Nani-ji eines Tages mit einem lauten »Hey, Nani-ji! Essen kommen«, zum Abendessen gerufen hatte. Ma war außer sich gewesen. »Du sagst nicht hey zu deiner Großmutter, Dummkopf!«, hatte sie geschimpft.

Eine Regel war, dass wir vor dem Abendessen beten mussten. Die Gebete waren lang, nicht wie die kurzen Tischgebete der Christinnen in der Pause, bevor sie etwas aßen. Die Gebete meiner Großmutter dauerten eine halbe Stunde, eine Ewigkeit, wenn ich ohnehin schon am Verhungern war. Und ich hatte neuerdings immer Hunger, weil Ma jetzt mittags weniger kochte. Ihr fehlte die Energie. Es war ihr nicht mehr so wichtig, welche Gewürze zueinander passten und wie lange die Zwiebeln köcheln durften, ehe die Sauce bitter wurde, oder dass Ingwer zu scharf machen konnte, wenn sie nicht aufpasste. Auch das war Nani-jis Schuld. Sie sorgte dafür, dass Ma sich nicht wohlfühlte, und sagte Dinge, die Ma verstummen ließen.

Nani-ji hielt Singapurisches Essen für vulgär und abstoßend. Sie sagte Ma, sie solle mit ihrem Koch-Getue aufhören. »Du bist mit schlichter Punjabischer Kost großgeworden. Du kannst es dir nicht leisten, so viel Geld für Essen auszugeben. Was soll das also?«, fragte sie eines Tages. Ma schwieg. »Das ist Geld-

verschwendung. Und du gehst ja nicht mal arbeiten. Du hast dir dieses Leben ausgesucht. Finde dich damit ab und spiel hier nicht die Sterneköchin.« Ich wappnete mich für einen Streit. Ma wusste genau, was wir uns leisten konnten und was nicht. Das brauchte ihr niemand zu erklären. Aber Ma hatte keine schlaun Retourkutschen parat. Zu meiner Überraschung murmelte sie etwas in ihren Teller, das wie eine Entschuldigung klang.

Eines Tages, ehe Daddy die Wohnung verließ, um zur Nachtschicht zu gehen, schlich ich auf Zehenspitzen aus meinem Zimmer und fragte ihn, warum Nani-ji so gemein war. Ich konnte nur seinen Schatten sehen und einen schmalen Lichtstreifen, der von draußen auf die eine Seite seines Gesichts fiel, aber ich wusste, dass er sich seine Antwort sehr genau überlegte. »Deine Großmutter ist auf eine bestimmte Weise aufgewachsen. Sie dachte, dass das Leben so bleibt. Aber so viel hat sich für sie geändert, als sie aus Indien herkam. Manchen Leuten gefällt es, wenn sich die Dinge immer wieder ändern, aber Nani-ji ist nicht so. Zu viel ist in zu kurzer Zeit passiert. Dein Nana-ji ist gegangen, dein Onkel musste heiraten, ihr ...« Hier verstummte er plötzlich und nuschelte etwas darüber, dass er zu spät dran sei. Mehr wollte er mir nicht erzählen. Er wurde schroff, als ich ihn drängte. »Ich sag das nicht zum ersten Mal, Pin. Es ist nicht an mir, dir die Geschichten deiner Mutter zu erzählen.«

Das Lied wurde zusammen mit den Bildern ausgeblendet. Der Nationalfeiertag war am Dienstag. Einige von unseren Nachbarn hatten Flaggen aus ihren Fenstern gehängt, aber wir taten das nicht. Ma sagte, es sei nicht nötig zu beweisen, wie sehr wir etwas liebten, nur indem wir sein Bild zur Schau stellten. Sie hatte das gestern laut im Wohnzimmer gesagt, vor den Ohren von Gott und Nani-ji.

Nani-ji kam aus meinem Zimmer geschlurft. Ich hörte zuerst, wie die Tür geöffnet wurde, deshalb drehte ich den Fernseher lauter. Dann hörte ich, wie ihre Füße über den Boden schleiften. Sie ging zum Fernseher und schaltete ihn aus.

»Er ist zu laut und du sitzt zu dicht davor. Du wirst taub und blind«, sagte sie.

»Ich hab eh nicht hingeschaut«, erklärte ich.

»Warum hast du ihn dann laufen lassen?«, fragte sie.

Ich zog einen Flunsch. Nani-ji hatte mir den Rücken zugekehrt, aber Gott konnte mich von der Wand herunter immer noch sehen. Er behielt mich jetzt genau im Auge, und Er zeigte mir oft seine Missbilligung. Daddy glaubte mir nicht, wenn ich erzählte, dass Gott sich im Bilderrahmen bewegt hatte, aber ich hatte es einige Male gesehen. »Das ist bloß ein Gemälde, Pin«, sagte Daddy. »Nutz doch mal deinen wachen Verstand, bevor du dich dermaßen von deiner Phantasie mitreißen lässt.« Das sagte Daddy auch manchmal, ehe wir mit Zeichnen anfangen, weil ich gern Details hinzufügte, die gar nicht da waren. Er sagte, es sei wichtig, bei der Wahrheit zu bleiben.

Aber ich wusste es besser. Gott lebte in unserer Wohnung; Er war zusammen mit Nani-ji eingezogen. Seine Miene veränderte sich mit Seiner Stimmung. Seine Mundwinkel kräuselten sich leicht, wenn Er amüsiert oder zufrieden war. Er kniff die Augen zusammen, wenn er wusste, dass ich log. Ich achtete genau auf Seine offene Hand. Wenn ich morgens zur Schule ging, schien Er mir zu winken oder zu sagen, ich solle vorsichtig sein. Wenn ich dagegen zu wenig Respekt gegenüber Ma oder Nani-ji zeigte, hielt Er die Hand erhoben wie um mich zu schlagen. Daddy meinte, ich hätte eine blühende Phantasie. Er hatte keine Angst vor Gott. Er sagte, er arbeite hart und tue Gutes, worüber solle er sich also Sorgen ma-

chen? Ma machte sich Sorgen. Sie zog sich die Ärmel über die Hände, wenn sie im Flur an Ihm vorüber kam.

Das war noch so eine von Nani-jis Regeln: Ma und ich durften zu Hause keine Shorts tragen. »Shorts sind unanständig«, sagte Nani-ji und starrte meine nackte Haut so strafend an, dass ich mich sofort zu schämen begann. Mas Haut war schlimmer geworden, seit Nani-ji eingezogen war. Ich untersuchte meine eigenen Arme und Beine, um sicher zu sein, dass bei mir noch alles in Ordnung war, und bisher war es auch so, aber Mas Ausschlag war ausgebrochen, als sie ein bisschen älter gewesen war als ich jetzt. Ich inspizierte meine Haut jeden Tag. Der kleinste Kratzer oder Schnitt machte mich nervös, und ich beruhigte mich erst wieder, wenn mir einfiel, woher ich sie hatte – ein aus einem Schreibtisch ragender Nagel hatte mir einen Kratzer am Bein verpasst oder ein Stück Papier hatte einen winzigen Schnitt in meiner Hand hinterlassen, als ich Miss Yoon geholfen hatte, Arbeitsblätter zu verteilen.

Ich verbrachte jetzt meine Nachmittage meistens im Wohnzimmer und gab mir dabei alle Mühe, Gott zu ignorieren, während Er mich beobachtete. Er starrte und starrte immer weiter, und es kümmerte Ihn nicht, dass das unverschämt war. Ich wollte weg von Ihm, aber ich durfte nicht in mein Zimmer, wenn Nani-ji Mittagschlaf hielt, weil ich zu viel Lärm machte, wenn ich umherlief und mir die Stifte zu-rechtlegte, um Hausaufgaben zu machen.

Nani-ji reckte sich und ich hörte das leise Knacken eines Knochens. »Ich mache jetzt Tee«, verkündete sie, ehe sie in die Küche schlurfte. »Frag deine Mutter, ob sie auch welchen will.«

Ma ruhte sich gerade aus, und ich wollte sie nicht stören. Sie legte sich jetzt nachmittags immer lange hin. Sie hatte mir

erklärt, das sei, weil sie müde sei, weil sie morgens, mittags und abends immer zwei verschiedene Mahlzeiten kochen müsse. »Ihr macht alle ganz schön viel Arbeit«, sagte sie. Aber manchmal schlief sie nicht. Ich hatte einmal heimlich in ihr Zimmer gelugt, als sie die Tür einen Spaltbreit offen gelassen hatte, um Luft hereinzulassen. Sie lag auf dem Bett und starrte mit grimmig zusammengekniffenen Lippen die Decke an.

Ich stand auf und folgte Nani-ji. Die Küche sah jetzt anders aus. Die Eisenplatte war nun dauerhaft am Herd installiert, und es gab noch andere Gegenstände, die ich vorher nur im Tempel gesehen hatte, ehe Nani-ji eingezogen war. Es gab ein Nudelholz und einen schweren Marmorblock, um den Teig darauf plattzuwalzen. Es gab auch eine seltsame, schwere Schüssel, die aussah als wäre sie aus Beton, und dazu einen kleinen Stößel. Ma zermahlte darin die Gewürze und die Pulver für die Soße, die Nani-ji zum Roti bekam. Die Arbeitsplatte war staubig vom Weizenmehl.

Nani-ji ließ den Topf nicht aus den Augen, als ob meine Anwesenheit das Aroma verderben würde. Die Büchse mit der Kondensmilch, die Dose mit den Teeblättern, etwas Fenchel und eine Kardamomkapsel lagen auf der Arbeitsplatte bereit.

»Ma tut das in Curry«, teilte ich Nani-ji mit und hob die grünliche Kapsel auf. Sie hatte einen kleinen Riss in der Mitte, als ob sie geknackt worden wäre. Als ich die weiche Kapsel auseinanderzog, fielen drei schwarze Samen heraus. Nani-ji drehte sich um und schnalzte mit der Zunge. »Fass die nicht an!«, gebot sie und schubste mich weg. Aber sie sagte nicht, dass ich gehen sollte, also blieb ich und lugte in den Topf. Winzige Blasen begannen im Wasser aufzusteigen. Nani-ji warf die Schwarzteeblätter hinein und rührte, bis das Was-

ser rostig aussah. Dampf waberte vom Topf auf und trug das Tee-Aroma in meine Nasenlöcher. Ich dachte, wenn Sonnenlicht einen Geschmack hätte, dann den von Schwarzteeblättern. Nani-ji rührte weiter, dann gab sie den Fenchel und die Kardamonsamen dazu. Am Schluss kam die Kondensmilch, die den Tee eindickte und ihm eine cremige Farbe verlieh. Das Wasser kochte nun fast, es brodelte und hob sich im Kessel, so dass die dunklen Blätter nach oben wirbelten. Nani-ji zog den Topf eilig vom Herd, ehe er überkochen konnte. Der blaue Flammenkranz brannte weiter, bis ich Nani-ji daran erinnerte, den Herd auszumachen. »Weiß ich«, gab sie mürisch zurück.

Als Nächstes nahm Nani-ji ein Sieb aus der Schublade, trug mit ihrer zittrigen Hand den Topf zum Spülbecken und goss den Tee durch das Sieb in eine Tasse. Die Blätter fielen in Klumpen in das Sieb. Die Tasse war randvoll, als mir aufging, dass sie zu viel Tee gekocht hatte. Da ich wusste, wie sehr Nani-ji Verschwendung hasste, nahm ich noch eine Teetasse aus dem Regal und fragte, ob ich den Rest haben könnte.

»Nur einen Schluck«, sagte Nani-ji, aber der überschüssige Tee füllte die halbe Tasse. Mit einem tiefen Seufzer, der den Raum füllte wie Rauch, setzte sie sich an den Esstisch. Ich wollte gerade einen Schluck trinken, als Nani-ji mir die Tasse wegzog und meinen Tee in ihre goss.

»He! Du hast gesagt, ich könnte was abhaben!«, sagte ich empört. Nani-ji schnalzte wieder mit der Zunge, was mich sofort verstummen ließ. Sie goss den Tee zurück in meine Tasse und dann wieder in ihre. Dampf stieg von der dicken Teesäule auf, während Nani-ji hin- und hergoss. Ich kannte diese Methode zum Abkühlen aus dem Tempel, wo die Frauen beim Umfüllen immer einen großen Abstand zwischen beiden Tassen ließen, damit die Hitze entweichen

könnte. Manchmal gossen sie den Tee sogar in tiefe Teller, damit die Ventilatoren über ihnen die größere Oberfläche abkühlten.

Nani-ji schob mir die Tasse wieder hin. Oben hatte sich Schaum gebildet vom vielen Hin- und Hergegieße. Ich nahm einen Schluck. Er war warm und würzig, ganz anders als der aus den üblichen Lipton-Teebeuteln, die Ma morgens in heißes Wasser tauchte und es mit Milch und Zucker vermischte.

»Der ist nicht wie Mas Tee«, sagte ich. Ich war nicht sicher, ob das ein Kompliment war. Es schmeckte ein wenig nach dem Tempeltee, aber nicht so bitter. Dieser Tee war süß und sättigend.

»Deine Ma macht diese Art Tee nicht«, sagte Nani-ji. »Deine Ma macht überhaupt nichts so wie ich.« Ich trank noch einen Schluck, um zu sehen, ob ich die Traurigkeit schmecken könnte, die in ihren Worten lag.

»Mir schmeckt Mas Essen«, verkündete ich Nani-ji stolz. »Sie kocht gut. Ich esse nicht mal in der Schule, weil ich Mas Essen lieber mag. Und wenn ich mit Daddy was essen gehe, esse ich nichts, was Ma auch kocht, weil ich weiß, dass sie es besser kann.«

Nani-ji nahm einen Schluck von ihrem Tee. Als sie die Tasse von ihren Lippen nahm, fiel mir auf, dass sie glänzten, und mir wurde klar, dass Nani-ji einmal jung gewesen war. Ihre Augen, die aussahen wie schwere Rollläden, hatten vor vielen Jahren geleuchtet. Diese Falten in ihrem Gesicht hatten sich nur gezeigt, wenn sie lachte.

»Du möchtest sein wie deine Ma?«, fragte mich Nani-ji. Ich nickte.

»Weißt du, warum deine Ma so kocht?«

»Warum?«

»Weil sie immer alles anders machen wollte. Und das hat sie in größere Schwierigkeiten gebracht, als du dir je wirst vorstellen können.«

Ich nahm noch einen Schluck. Ein spitzer Fenchelsamen war irgendwie aus dem Sieb entwischt und trieb an der Oberfläche des Tees. Ich presste ihn zwischen meinen Lippen. Der Geschmack drang mir in den Mund, und ich wusste, dass der Samen nicht aus Versehen in meinen Tee geraten war. Er schmeckte wie etwas Altes, aber noch Lebendiges. Wie eine Erinnerung.

»Warum?«, drängte ich.

Nani-ji schüttelte den Kopf. »Werde ja nicht wie deine Ma«, sagte sie zu mir. Sie stand vom Tisch auf und spülte ihre Tasse im Spülbecken aus. Ich blieb sitzen und versuchte, den Rest meines Tees zu trinken, aber plötzlich war in meinem Magen kein Platz mehr. Ich schaute zu Gott hinüber. Aus diesem Winkel, von der Küche aus, wirkten Seine Züge verzerrt. Ich war mir nicht sicher, aber Er sah aus, als wäre er mit Nani-ji einer Meinung.

• • •

Ein paar Tage später gerieten sie aneinander.

Ich kam an diesem Nachmittag früher als sonst von der Schule zurück, weil der frühe Regen die Grippe im Gepäck hatte und einige Schülerinnen nicht zum Unterricht erschienen waren. Weniger Mädchen als sonst mussten vom Schulbus nach Hause gebracht werden, deshalb nahm der Fahrer eine andere Strecke und ließ Bishan ganz aus. Bei der Morgenversammlung waren wir aufgefordert worden, den Kopf zum Gebet für unsere kranken Freundinnen zu senken. Einige Mädchen beneideten die, die zu Hause bleiben durften,

aber ich nicht. Ich betete zu meinem eigenen Gott und flehte ihn an, mich nicht auch krank werden zu lassen, weil ich mir nicht vorstellen konnte, einen ganzen Tag mit Nani-ji in der Wohnung verbringen zu müssen.

Ich stieg aus dem Schulbus aus und sah Roadside auf der anderen Straßenseite. Ich beneidete ihn, weil er alt genug war, um mit öffentlichen Verkehrsmitteln von der Schule nach Hause zu fahren. Wir winkten einander zu. »Kommst du heute zum Spielen runter?«, rief er. Zwischen uns toste der Verkehr auf der belebten Hauptstraße.

»Weiß nicht. Mal sehen«, rief ich. Nani-ji wusste nicht, dass ich unten mit den Nachbarjungen spielte – wenn ich die Wohnung verließ, behauptete ich, ich müsste für Daddy etwas erledigen, in den Eisenwarenladen gehen oder ihm eine Dose Cola kaufen. Er deckte meine Lüge jedes Mal, aber wir weihten Ma nicht ein. Ich konnte nur mit den Jungs spielen, wenn Ma sich in ihrem Zimmer eingeschlossen hatte und Daddy zu Hause war. Außerdem musste ich sicher sein, dass Nani-ji mit ihren Abendgebeten beschäftigt war, wenn ich nach Hause kam, damit ihr nicht auffiel, wie lange ich weggeblieben war und dass ich immer mit leeren Händen zurückkehrte. Und ich musste Gottes forschendem Blick ausweichen. Aber ich hatte es auch langsam satt, mir diese ganze Mühe zu machen, nur um am Spielfeldrand zu sitzen und den Jungs beim Spielen zuzusehen; ich konnte meine Kara noch immer nicht abstreifen, und sie wollten mich noch immer nicht mitspielen lassen, wenn ich nicht eine Möglichkeit fand sie abzulegen.

Ich hörte Stimmen lauter werden, als ich in unserem Stockwerk durch den Gang lief, aber das war normal. Aus jedem Fenster, an dem ich vorbeilief, drangen Gesprächsfetzen in Sprachen, von denen ich mir plötzlich wünschte, ich wür-

de sie verstehen. Erst, als ich mich unserer Wohnung näherte, begriff ich, dass die Stimmen Ma und Nani-ji gehörten. Wortsplitter zerbarsten in der aufgeladenen Luft.

»Wenn du mit Schreien aufhörst, hör ich dir zu«, sagte Nani-ji immer wieder.

»Ich höre nicht mit Schreien auf, weil du mir ja doch verdammt nochmal nicht zuhörst!«, versetzte Ma.

»Jini, ich wollte bei dir einziehen, damit wir darüber reden und es hinter uns lassen können. Gott möchte dir vergeben«, sagte Nani-ji.

»Ich dachte, du würdest dir endlich mal meine Version der Geschichte anhören. Du weißt nicht, was an jenem Tag passiert ist. Du willst nur glauben, was du von Pra-ji und dem ganzen klatschsüchtigen Haufen gehört hast.«

»Gott möchte dir vergeben«, wiederholte Nani-ji.

»Aber ich habe gar nichts verbochen!«, rief Ma. »Warum begreifst du das nicht? Warum glaubt mir niemand?«

»Wie soll dir denn irgendwer glauben können, wenn du Pra-ji als Lügner bezeichnet hast? Pra-ji – ein weiser Mann, ein frommer Mann, ein gerechter Mann. Und sieh dich an. Sieh dir deine Haut an. Als du heiraten wolltest, hat er mich gewarnt, dass es schlimmer werden würde, wenn du weiter diese Lügen erzählst.«

»Pra-ji ist ein Lügner, und ich würde das vor Gott beschwören. Ich werde niemals meine Meinung über ihn ändern, und wenn du mir nicht glaubst, von mir aus. Aber versuch ja nicht, Pin einzureden, ihre Mutter hätte etwas Schreckliches getan, wenn du die Tatsachen gar nicht kennst«, erklärte Ma. »Deshalb wolltest du doch Zeit mit meiner Familie verbringen, oder? Um Pin davor zu warnen, so zu werden wie ich. Um sie im Auge zu behalten.«

Ich hielt den Atem an.

Es gab eine lange Pause, bevor Nani-ji sagte: »Schön. Wie du willst. Gott sieht alles.«

Mein Herz hämmerte. Wer war Pra-ji? Pra-ji bedeutet auf Punjabi älterer Bruder, und der einzige ältere Bruder, den Ma hatte, war Mama-ji, den Ma Sarjit nannte, wenn sie ihn je erwähnte. Ma fügte kein -ji an irgendeine Bezeichnung für ihren Bruder an, denn Ji nannte man nur Leute, vor denen man Respekt hatte. Es klang aber auch nicht so, als wäre dieser Pra-ji einer, zu dem Ma aufschaute.

Ich hörte eine andere Stimme vom anderen Ende des Gangs hallen, dann das rhythmische Klackern von Metall auf den Betonstufen. »Karung Guni! Karung Guni!« Der Karung-Guni-Mann, der alte Zeitungen und Telefonbücher wiederverwertete, zog mit seiner großen Karre und einer Waage durch den Block. Er bezahlte nicht sehr viel, aber wir hatten keine andere Verwendung für unseren alten Kram. Ich lauschte angestrengt, um zu hören, was in unserer Wohnung passierte, aber Ma und Nani-ji hatten aufgehört zu reden. Sie waren jetzt vermutlich in getrennten Zimmern und brüteten vor sich hin. Ich klopfte energisch an die Tür.

Ma starrte mich mit leerem Blick an, als sie aufmachte. »Ich habe heute einen Brief von deiner Schule bekommen, in dem steht, dass es eine Grippeepidemie gibt«, sagte sie. Sie drückte mir ihren Handrücken auf die Stirn. »Ich mach dir eine Hühnersuppe.«

»Ich bin nicht krank«, erklärte ich Ma.

Ma zog sich in die Küche zurück. Ich hörte das Klicken des Gasanzünders und dann das Zischen der Herdflamme. Es klang, als führte Ma laute Selbstgespräche, aber alles, was sie sagte, war für Nani-jis Ohren bestimmt. Das machte sie manchmal, wenn sie wütend auf Daddy oder mich war. »Keiner glaubt mir. Damals dachten alle, dass ich lüge, heute den-

ken alle, dass ich lüge. Sie glauben lieber einem verdammten kranken alten Mann als ihrer eigenen Tochter. Einen gerechten Mann nennt sie ihn, nach all den Jahren.«

Dann kam sie aus der Küche und lehnte sich an den Türrahmen, den Kopf an die Wohnungstür gelegt. Zuerst dachte ich, sie lausche auf etwas, das Gott sagte, aber dann ging mir auf, dass sie nur nach dem Karung-Guni-Mann horchte. Der rief und trötete mit einer kleinen Hupe, als ob es ein Grund zum Feiern wäre, dass er unseren alten Kram abholte. Seine klackernde Karre, seine Hupe und sein lautes Gerufe verursachten einen solchen Radau, dass es klang, als marschierten gleich mehrere Leute unseren Gang hinunter, aber der Karung-Guni-Mann war klein und so gut wie unsichtbar. Ein plötzliches Lächeln erhellte Mas Gesicht.

»Pin, hilf mir, die ganzen alten Zeitungen rauszubringen!«, rief sie. »Mach dem Mann die Tür auf und gib ihm alles. Wir müssen diesen ganzen alten Kram loswerden.« Ihre Stimme prallte an meinen Zimmerwänden ab, wo Nani-ji sie sicher hören konnte. Ich ging zur Abstellkammer und fing an, Stapel mit vergilbenden Zeitungen rauszutragen. Ich hatte keine Angst mehr vor der Abstellkammer, jetzt, wo Gott nicht mehr in der finsternen Ecke hinter meinem Fahrrad mit den Stützrädern und einem Karton mit zu klein gewordenen Schuhen lauerte. Ich stolperte über einen Haufen verbogener Draht-Kleiderbügel, und eine kleine Staubwolke drang in meine Lunge und brachte mich zum Husten. Wenn Nani-ji den Zustand unserer Abstellkammer sähe, würde sie bestimmt noch einiges mehr zu sagen haben über Schmutz und Mas Haut. Hier versteckte Ma alles, mit dem sie sich nicht befassen wollte.

»Karung Guni!«, rief der Mann, als er an unserem Fenster vorbeikam. Er warf einen Blick in die Wohnung. Ma sagte,

ich solle mich um ihn kümmern, dann verschwand sie eilig in ihrem Schlafzimmer. »Karung Guni!«, rief der Mann und betätigte seine Hupe.

»Hier«, sagte ich und reichte ihm die Zeitungen durch das Gitter. In der Eile hatte Ma vergessen, es aufzuschließen. Ich gab dem Mann zwei alte Telefonbücher und ein paar Möbelkataloge, die als Werbung mit der Post gekommen waren. Der Karung-Guni-Mann sah so alt aus wie Bus-Onkel, aber er hatte nicht diesen fiesen Blick. Er beleidigte mich nie. Während er wog, stellte er mir in gebrochenem Englisch Fragen.

»Du wie alt?«

»Zehn«, sagte ich.

»Klasse an Grundschule?«

»Vier.«

»Wah. So große Mädchen. Sprechen auch gut Englisch. Du welche Schule gehen?«

Ich machte eine Geste in Richtung der Schule. Hinter unserem Gang, hinter den Wohnblocks und den glänzenden Baumkronen waren die Umrisse der Stadtteilschulen zu sehen, niedrig und schachtelförmig. Ich wollte mich nicht damit großtun, dass ich auf eine christliche Schule ging.

»Fleißig lernen, ah«, ermahnte er mich. »Sonst Karung-Guni-Mann werden, auch schwer. Muss hier gehen, da gehen, schwere Ding tragen, Geld geben. – Wah«, rief er und wischte sich Schweiß von der Stirn. »Schwierig.«

Ma hätte gesagt, dass es ihm nur darum ging, mein Mitleid zu erregen, damit ich jeden Preis für die Sachen akzeptierte, die wir nicht mehr brauchten. Aber er sah wirklich müde aus.

»Onkel, möchten Sie Wasser?«, fragte ich.

»Huh? Nein, lah!«, kicherte er und winkte ab, als ob ich ihm ein irrwitziges Angebot gemacht hätte. »So nett von dich. Brauch nicht, lah. Keine Mühe.« Flink band er ein paar lange

rosa Baststreifen um den ganzen Stapel, den ich ihm gegeben hatte, dann hakte er die Waage an dem festen Knoten in der Mitte ein. Seine schwächliche Gestalt zitterte, als er alles hochhob, eine kurze Rechnung anstellte und danach in seinen Taschen nach Kleingeld wühlte.

Da kam Ma aus ihrem Zimmer, die Schlüssel von ihren Fingern baumelnd. »Nehmen Sie die auch noch mit«, sagte sie, nachdem sie das Gitter aufgeschlossen hatte. Sie warf dem Karung-Guni-Mann einen Stapel loser Postkarten zu. »Und dass die ja ordentlich recycelt werden«, fügte sie hinzu.

Der Karung-Guni-Mann sah sich die Karten an und wich zurück. Er sagte ihr, dass er sie nicht nehmen würde.

»Nehmen Sie. Nehmen Sie einfach«, sagte Ma und schob dem Mann die Karten wieder hin.

»Nein, nein, nein«, sagte der Mann und runzelte die Stirn. »Dasnehm ich nicht.«

Ich sah mir an, was Ma ihm geben wollte. Es waren gar keine Postkarten. Es waren alte Schwarzweiß-Fotos unterschiedlicher Form und Größe, mit gewelltem Rand. Es waren insgesamt fünf, und sie mussten so gut wie nichts wiegen. Zuerst fragte ich mich, warum Ma die wohl verkaufen wollte, wenn sie doch nichts wert waren, dann begriff ich, dass es gerade darum ging. Jemand sollte ihr sagen, dass sie nichts wert waren.

»Gib sie mir«, bat ich Ma. Die einzigen alten Fotos, die ich je gesehen hatte, waren die von ihrer Hochzeit. Aus der Zeit davor gab es keinerlei Hinweise darauf, dass Ma überhaupt existiert hatte. Ich hätte gern gewusst, wo sie diese Fotos die ganze Zeit versteckt hatte.

»Nimm«, sagte Ma und schleuderte dem Mann die Fotos hin. Er riss abwehrend die Arme hoch. Ich zuckte ebenfalls zusammen, weil ich dachte, Ma hätte ihn geschlagen. Wütend

genug sah sie aus. Ich drehte mich um und sah Gott an. *Mach was*, flehte ich Ihn an. Aber Er sah nur zu wie ein amüsierter Passant.

Die Hände des Karung-Guni-Mannes trafen die Fotos in dem Moment, als Ma ihren Griff gelockert hatte. Sie flogen in alle Richtungen und verstreuten sich über den Boden. Der Mann reichte mir das Geld und zog seine Karre eilig weg. »Tut mir leid«, rief ich ihm hinterher, aber er schaute sich nicht um.

Ma hob die Fotos nicht auf. Sie trat ungerührt über sie hinweg, ging in ihr Zimmer und schloss die Tür. Dann fing sie laut an zu weinen. Ihr Schluchzen gab mir das Gefühl, innerlich gespalten zu sein. Ein Teil von mir wollte mit ihr mitweinen, aber der andere wollte sie schütteln, bis ihr die Wahrheit über die Lippen rutschte, bis ihre vernebeltsten Erinnerungen zum Vorschein kamen, damit ich verstehen könnte, was sie falsch gemacht hatte.

Ich blieb lange auf dem Boden sitzen, bevor ich die Bilder vor mir auslegte und sie betrachtete. Sie zeigten Nani-ji und Nana-ji, noch zu jung, um so angeredet zu werden, ihre Gesichter wie in Stein gehauen, harte Kanten in Schwarz und Weiß. Schatten trübten ihre Augen, und da war kein Lächeln, nicht einmal eine Spur von Glück. Da war Ma, als Kleinkind, und schaute mit runden Augen an der Kamera vorbei. Da war sie wieder, ein Teenager mit glänzenden Zöpfen, die ihr über den Rücken fielen, und strammen Schultern, als ob sie sich darauf vorbereitete, die Welt zu erobern. Mama-ji Sarjit stand neben ihr, mager und mit spitzem Kinn, damals weniger streng; er wirkte verschreckt. Das taten sie alle. Und dann war da noch ein anderer Junge. Auf einem Foto war er noch ein Baby, das auf Nani-jis Schoß saß, auf einem anderen war er größer und lehnte sich an Ma. Abgesehen davon gab es keine

Bilder von ihm. Er musste ein Vetter oder ein Nachbarskind gewesen sein. Er fiel mir auf, weil er als Einziger lächelte, aber irgendwie schief, was ihn frech aussehen ließ.

Ma kam auch zum Abendessen nicht aus ihrem Zimmer. Die Suppe kochte weiter, und ich wusste, das war alles, was sie für heute zum Abendessen kochen könnte. Nani-ji kam aus ihrem Zimmer, nötigte mich dazu, mich mit ihr zum Gebet hinzusetzen, dann machte sie Roti für den Abend. Sie gab mir zwei Fladen und wickelte vier weitere für Ma und Daddy ein, was ich nett von ihr fand, wo sie sich doch so mit Ma gestritten hatte und Daddy so verabscheute. Die Überraschung war mir offenbar anzusehen; Nani-ji erwischte mich dabei, wie ich sie beobachtete.

»Du hältst mich für grausam, oder?«, fragte sie leise.

Ja, dachte ich, obwohl ich wusste, dass es mir ganz sicher den Chili einbringen würde, wenn ich ihr zustimmte. Ich hasste Fangfragen und fand Nani-ji reichlich gemein, weil sie versuchte, mich in Schwierigkeiten zu bringen.

»Das bin ich nicht, Pin. Ich liebe deine Mutter, wie deine Mutter dich liebt. Aber deine Mutter lügt. Deine Mutter hat etwas Schreckliches getan, als sie ein bisschen älter war als du jetzt. Sie hatte Geheimnisse und hat sich Märchen ausgedacht.«

»Hat sie nicht«, sagte ich.

»Wegen deiner Mutter ist jemand gestorben«, sagte Nani-ji unbeeindruckt.

Ich schnappte nach Luft, denn das Wort »gestorben« klang so brutal auf Punjabi. Es bohrte sich in meine Brust und legte sich darauf wie ein Stein. Und dann wurde ich wütend. Wie konnte Nani-ji so etwas über Ma sagen?

Ich wartete, bis sie die Küche verlassen hatte, dann warf ich das Roti in den Müllschacht. Essen zu verschwenden war

eine Sünde, aber was sollte es helfen, wenn ich schon wusste, wie es schmecken würde? Es würde bitter schmecken wie der Hass, sauer wie Lügen, und es würde mir im Magen herumrumoren als unerträgliche Last. Ich hielt zu Ma wegen der Art, wie sie sich auf dem Markt zu mir heruntergebückt hatte, um meine Haut zu untersuchen, wie sie sich gefährlich weit aus dem Fenster lehnte, um meine Kleider aufzuhängen. Weil sie zu Hause blieb und auf mich wartete. Weil sie mich mit den Jungs aus der Nachbarschaft spielen ließ. Ein klares, schwereloses Lachen von Ma war selten, aber es war anders als alles, was ich je gehört hatte. Sie war schöner als andere Mütter – das hatten mir alle aus meiner Klasse gesagt, als sie voriges Jahr zur Zeugnisausgabe in die Schule gekommen war. Später an diesem Abend, als ich mich damit abmühte, ihre fade Suppe hinunterzuwürgen, dachte ich, wie glücklich sie sein würde, wenn sie wüsste, dass ich ihr das Fehlen von Salz und süßen Backpflaumen verzieh. Wie stolz sie sein würde, weil ich zu ihr hielt.

• • •

Es war der erste September, und der Erste des Monats bedeutete, dass die Gebühr für den Schulbus bezahlt werden musste. Daddy steckte zwei Zehndollarscheine, zwei Fünfer und drei Dollarmünzen in den Umschlag. »Pass ja auf, dass nichts herausfällt, Pin«, flüsterte er. Nani-ji öffnete die Augen und warf uns einen Blick zu. Sie verlangte absolutes Schweigen von uns allen, während sie ihre Morgengebete sprach.

»Wie konnte sie dich hören?«, fragte ich Daddy. Er erstickte sein Lachen mit seinen großen Schaufelhänden. »Geh schon«, sagte er. »Sonst kommst du zu spät.«

»Ich hab noch nicht gefrühstückt«, erinnerte ich ihn. Ma war in der Küche und kochte verschlafen ein Ei. Sie nahm einen Löffel, um es aus dem Kochtopf zu fischen, und pellte es behutsam über dem Mülleimer. Dann schnitt sie das Ei in der Mitte durch und ließ ein paar Tropfen süße Sojasoße ins Eigelb fallen. Sie kam auf den Gang hinaus, um es mir zu geben. Nani-jis Gebete erfüllten die Wohnung und sie wiegte sich leise. Gott sah zufrieden aus.

»Wieso beten wir morgens nie?«, flüsterte ich Ma zu.

»Wir sind keine alten Damen«, sagte Daddy. Jetzt war ich diejenige, die ihr Lachen unterdrücken musste. Ma versetzte seiner Schulter einen sanften Stoß. »Geh zur Arbeit. Und du, geh zur Schule«, befahl sie. Nani-ji schaute wieder auf. Ich aß mein gekochtes Ei auf, stellte die Schale ins Spülbecken und strich meine Schuluniform glatt. Nani-ji erhob sich, um ihre Gebete zu beenden. Diesmal klangen sie wie eine Melodie, die sich hob und senkte. Gott wippte mit dem Kopf, leicht beschwipst von Nani-jis Lobesgesängen.

Draußen riss ein starker Wind die Blätter von den Bäumen und ließ sie über den Boden wirbeln. Es sah nach Regen aus. Die Monsunzeit hatte in diesem Jahr früher eingesetzt, und dichte Wolken ließen den Himmel oft tiefer hängen. Ich wartete unter einem zerzausten Baum auf den Schulbus. Weiter vorne auf dem Bürgersteig kauerte eine chinesische Familie über einem Grasfleck. Es war der Beginn des Hungry Ghost Festivals, und sie boten den Geistern ihrer Ahnen etwas zu essen an. Der Vater legte zwei Apfelsinen und einen Teller Reis vor sie hin, die Mutter fügte eine Schale voller Plätzchen hinzu. Zusammen zündeten sie Räucherstäbchen an und hielten sie in den Händen. Rauch stieg von den glühenden Weihrauchspitzen auf, während die beiden fächelten und murmelnd ihre Opfergaben aufzählten. Dann standen

sie auf und zündeten in einem roten Ölfass, das so groß war wie ich, ein Feuer an. Der Vater riss ein Streichholz an und entzündete es durch ein Loch im Fassboden. Ich wich zurück, als die Flammen hochzüngelten und am Himmel zu lecken schienen. Sie warfen Papiergeldscheine hinein. Das Geld wurde schnell schwarz. Ascheflocken trieben über den Bürgersteig und zerfielen, wenn sie vom Wind getroffen wurden. Ich musste husten und war erleichtert, als der Bus kam.

Ich reichte den Umschlag Bus-Onkel, der die Scheine sorgfältig zählte. Dann ließ er die Münzen in seine Handfläche fallen und prüfte sie. Ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. Er schob mir den Umschlag wieder hin. »Nicht genug«, sagte er.

»Es ist genug!«, protestierte ich und wollte ihm den Umschlag zurückgeben.

»Das hier nur dreiunddreißig Dollar. Schulbus kostet fünf- unddreißig«, sagte er und unterstrich seine Argumentation, indem er zuerst drei und dann fünf Finger in die Höhe hob.

Ich sah das Mädchen an, das am weitesten vorne saß. Sie sagte: »Ja, das stand im Rundschreiben der Schule.« Ich erinnerte mich vage, dass Daddy sich beschwert hatte, weil der Bus teurer werden sollte, aber er musste es wieder vergessen haben.

Ich griff in meine Tasche. Ich hatte genug in meinem Portemonnaie, um Bus-Onkel den Rest der Gebühr zu geben, aber dann würde ich nicht mehr genug haben, um mir im Kiosk etwas zum Mittagessen zu kaufen. Ich konnte Mas Essen nicht mehr vertrauen. Gestern hatte sie faltige Samenkapseln in ihrer Kokossoße gelassen.

Bus-Onkel kicherte boshaft und verzog sein runzliges Gesicht zu einem höhnischen Lächeln. Er beugte sich so nah an mich heran, dass ich seinen heißen Atem auf meinem Gesicht

spüren konnte. »Mungalee«, sagte er laut, so dass es alle hören konnten. Ich fuhr zurück und lief ans Ende des Buses. Mein Gesicht war noch immer heiß, aber jetzt vor Scham. »Fresse halten«, sagte ich ganz leise.

Elizabeth Rodriguez wollte von mir wissen, was das Wort bedeutete. »Ich weiß nicht«, sagte ich so überzeugend, wie ich konnte. »Der redet einfach nur Unsinn.« Aber das Mädchen, das uns gegenüber saß, Dinavati, wusste es genau. Sie starrte Bus-Onkel wütend an. »Wenn er mich so nennt, sag ich es meinem Vater«, sagte sie.

Das Gummi in meinem Haarband war ausgeleiert und verschlissen. Wir hatten in der ersten Stunde Sport, und bis zur Pause hatten sich meine Haare aus dem Pferdeschwanz gelöst. Farizah und ich gingen zur Toilette, damit sie mir helfen könnte, sie wieder zusammenzubinden. »Die sind fast lang genug zum Flechten«, meinte sie. Sie drehte den Hahn auf und machte sich die Hände nass, ehe sie ihre Finger über meine Kopfhaut wandern ließ. Das Wasser lief mir den Hals hinunter und färbte den Rand meines Blusenkragens dunkel. Ich zappelte ein bisschen.

»Stillhalten!«, kommandierte Farizah.

»Jawohl, Ma'am!«, sagte ich und unser Kichern hallte von den Wänden wider. Die Toiletten im zweiten Stock rochen immer nach Urin und starken Desinfektionsmitteln. Wir rümpften beide angeekelt die Nase. Aber meine Frisur musste in Ordnung gebracht werden. Seit Nani-ji Haareschneiden verboten hatte, wollte Ma nicht mehr mit mir zum Friseur gehen. Sie versuchte mir einzureden, dass lange Haare ohnehin besser aussehen würden. »Vielleicht werden sie dann von ihrem Gewicht geglättet«, hatte Ma zweifelnd gesagt.

Farizah war größer als ich, aber das war mir nie aufgefallen, bis sie jetzt hinter mir stand. Im Spiegel konnte ich ihre

Stirn deutlich über meiner sehen. Sie wirkte so viel kleiner durch ihre hochgezogenen Strümpfe und ihren langen Trägerrock, der sich um ihre Knie blähte wie ein Zelt.

»Ist dir das nicht zu warm?«, fragte ich und zeigte auf ihre Waden. Die Schulordnung besagte, dass wir weiße Strümpfe tragen mussten, deshalb trugen die meisten von uns Tennissocken. Farizahs Strümpfe waren dick, und sie sahen aus wie aus Wolle. Ein winziges Stück Bein zeigte sich, als sie ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerte.

»Ich bin daran gewöhnt.« Das war ihre Antwort auf alle Fragen nach ihrer Religion. »Hast du keinen Hunger?«, hatte ich sie vor Kurzem in der Mittagspause unverblümt gefragt. Sie fastete jetzt ernsthaft und durfte nicht einmal ihre eigene Spucke hinunterschlucken. Ich war die Einzige, von der sie sich Fragen gefallen ließ, und sie stellte niemals selbst welche, weil sie schon alles zu wissen schien. Sie wusste, dass Sikh-Männer sich die Haare zu einem Zopf flochten und ihn unter ihrem Turban verstaute. Sie wusste, was es mit meiner Kara auf sich hatte.

»So«, sagte sie. »Zufrieden?« Wir schauten beide in den Spiegel. Der Pferdeschwanz war straff und meine Haare sahen aus wie mit Gel zurückgekämmt. Ich sah gleich viel ordentlicher aus als am Morgen, als Bus-Onkel dieses Wort zu mir gesagt hatte. Das Einzige, was mich störte, war, dass meine Haare nass waren. Das sah aus wie Öl, und Bus-Onkel würde Oberwasser bekommen, wenn er den Verdacht hätte, dass ich mir die Haare mit Öl glattstrich. Die Mädchen, die sich über Gayathiri lustigmachten, behaupteten, dass sie nach Kokosöl roch.

»Das trocknet schnell«, sagte Farizah. »Gefällt es dir?«

Ich nickte. Draußen klingelte es zum Ende der Pause. Farizah schaute erleichtert, weil das bedeutete, dass sie nicht

länger in der Toilette bleiben musste. Es war schwer für sie, sich während der Fastenzeit im Kiosk aufzuhalten, weil dort überall Essen herumstand.

»Gehen wir«, sagte sie.

»Moment noch«, sagte ich, nahm die Seife vom Beckenrand, hielt sie unter den Wasserhahn und rieb sie auf mein linkes Handgelenk. Als genug Seifenschaum da war, versuchte ich, die Kara herunterzuschieben. Sie rutschte jetzt ein bisschen weiter als ohne die Seife, aber ich bekam sie noch immer nicht über mein Handgelenk. Ich versuchte es noch ein paarmal, dann spülte ich mir den Seifenschaum von den Händen und ging mit Farizah hinaus, geschlagen.

»Ich glaube, du brauchst eine Säge oder sowas«, sagte sie zu mir, während sie mein Handgelenk untersuchte. »Ist das echtes Silber?«

»Glaub ich nicht.«

Farizah zuckte mit den Schultern und sah auf ihre eigenen Handgelenke. Sie waren etwas blasser als meine, mit dunklen Haaren, die alle in eine Richtung wuchsen. Wir stellten uns mit unserer Klasse an und senkten die Köpfe, während die anderen Mädchen ein Gebet für nach dem Essen sprachen. Die meisten hampelten dabei herum, Farizah aber stand ganz still. Ich sah sie nur einmal sich bewegen, nach dem Gebet. Sie fasste nach unten, um ihre Strümpfe hochzuziehen. Sie zog sie so hoch, dass ihre Knie verschwanden und sie in eine Säule verwandelt wurde.

• • •

Der große Spiegel hing an der Innenseite meiner Schranktür, die weit offen stand. Nani-ji stand davor und schlang ihre dünnen, weißen Haare zu einem Knoten. Oben auf ihrem

Kopf schien immer wieder ihre Kopfhaut hindurch, und sie fuhr mit ihrem kleinen Kamm über diese Stellen. Lange Strahlen kühlen Lichts fielen durch die Jalousien in mein Zimmer. Unsere Nachbarn schlurften als Schatten und Umrisse vorbei. Ich wollte zusehen und mein Ratespiel spielen, aber Nani-ji bestand darauf, früh in den Tempel zu gehen.

»Wozu sollte man hingehen, wenn der Gottesdienst schon zu Ende ist? Weil man ein Essen umsonst bekommt?«, hatte sie gefragt und Daddy dabei demonstrativ angestarrt. Er hatte die Hände gehoben wie Verbrecher in Kriminalfilmen, wenn sie sich ergaben. Nani-ji machte neuerdings spitze Bemerkungen, weil er nicht in den Tempel ging. Ma erklärte, dass er sonntags oft Nachtschichten hatte und daher tagsüber schlafen müsse, aber Nani-ji hielt das offenbar nur für eine Ausrede. »Was ist denn so schwer an seiner Arbeit, dass er so viel schlafen muss?«, hatte sie zurückgegeben.

Daddy war der Einzige in unserer Wohnung, der Gott immer direkt in die Augen sah. Er benahm sich, als sei Gott irgendein Fremder, der auf der Straße an ihm vorüberging, machtlos und seinesgleichen. Nani-ji sah beim Beten immer auf Gottes Füße. Ma versuchte, Seinem Blick auszuweichen. Ich sah Ihn manchmal in die Augen, aber nur, weil ich Ihn so viel sich bewegen sah und schauen wollte, ob Er mir sonst noch etwas mitzuteilen hatte. Aber Daddy brachte Gott nicht durcheinander. Er schien nicht zu glauben, dass es etwas gab, vor dem er Angst haben müsste.

Ich ging duschen, und als ich herauskam, stand Nani-ji immer noch vor meinem Spiegel. Diesmal war sie damit beschäftigt, sich ihr Gesicht ganz genau anzusehen und die tiefen Furchen zu betasten, die von ihren Augenwinkeln ausgingen. Sie atmete schwer, etwas, das mir in letzter Zeit schon aufgefallen war. Nachts brabbelte sie Unsinn im Schlaf, tags-

über schnappte sie keuchend nach Luft, und ihre Brust bebte unter der Anstrengung.

»Ich muss mich umziehen«, sagte ich zu ihr. Ich hatte mich in ein Handtuch gewickelt, und das Wasser, das von meinen Ohren tropfte, bildete bei der Tür eine kleine Pfütze. Nani-ji schaute von ihrem Spiegelbild auf.

»Du solltest nicht so halbnackt im Haus herumlaufen. Das ist unanständig«, sagte sie. Sie verließ das Zimmer. Der Streit zwischen ihr und Ma hatte eine Stille zur Folge, von der ich hoffte, dass sie noch lange anhalten würde, denn in der Wohnung war es jetzt friedlich, wenn auch auf eine seltsame und unbehagliche Weise. Aber schon nach wenigen Tagen saß Nani-ji Ma wieder im Nacken. Ma schützte sich, indem sie aus ihrem Zimmer kam, ganz schnell kochte und wieder hineinstürzte, wie eine Maus, die in ihr Loch in der Wand zurückhuscht. Sie schloss die Tür so schnell, dass Nani-ji kaum Zeit hatte, sich etwas zu überlegen, das sie sagen könnte.

Ma legte mir meistens Sachen hin, die ich für den Tempel anziehen sollte, aber an diesem Tag sah sie müde aus. »Alles ist gebügelt – such dir einfach aus, was du möchtest.« Es war ein Luxus, die Wahl zu haben. Ich durfte selbst aussuchen, was ich anziehen wollte, wenn wir woanders hingingen, aber für den Tempel galten besondere Regeln. Die Leute im Tempel starrten, urteilten und rechneten. Aber an diesem Sonntag war Ma zu sehr damit beschäftigt, sich selbst präsentabel herzurichten. Ich entschied mich für ein hellgelbes Salwar-Kamiz mit einem tieforangen Rand und kleinen, diamantförmigen Knöpfen. Es war eines der wenigen Salwars, die ich hatte, mit einem Gummiband und nicht einem Zugband, das ich zu einem Knoten binden musste. Ich ging in Mas Zimmer und hoffte, sie würde nicht bemerken, dass ich es schon vor zwei Wochen angehabt hatte.

Daddy schnarchte leise; er hatte sich die Bettdecke bis unter Kinn gezogen, und unten lugten seine großen Zehen heraus. Ma hielt sich den Finger an die Lippen und sagte »pst«, als ich die Tür hinter mir zuschob.

»Er wird schon nicht aufwachen«, sagte ich zu ihr. Jahre in der Nachtschicht hatten Daddy die Fähigkeit geschenkt, jederzeit einschlafen zu können. Bei ihm waren die Tage und Nächte vertauscht, als ob er in einer anderen Zeitzone lebte.

Ma wischte sich Talkumpuderflecken von der Bluse. Sie trug ein kräftiges Grün, bestickt mit rosa Blumen. Sie tupfte sich ein wenig Rouge und braunen Lippenstift auf. Das Make-up verlieh ihr ein strenges Sonntagsaussehen. Wenn sie zum Markt ging, wählte sie dieselben Farben, weil die gut zum Feilschen waren. Sie sagte oft, Beten sei wie mit Gott zu feilschen und immer den Kürzeren zu ziehen. Sie sagte mir das jetzt auch, mit gesenkter Stimme, damit Nani-ji es nicht hörte. Daddy bewegte sich und Ma lächelte.

»Sieh ihn dir an«, sagte sie liebevoll. Ich musste auch lächeln. Ma und Daddy redeten nicht so oft miteinander, wie sie durch mich redeten, aber was sie aneinander liebten, war immer klar in diesem Austausch. Ich war außerdem erleichtert: In letzter Zeit, wenn Nani-ji dabei war, hatte Ma Daddy mit Zweifeln im Blick angesehen. Aber jetzt waren seine Augen geschlossen, die dunklen Lider tief violett. Er war völlig ruhig und frei von Sorgen; er sah jünger aus, als er war.

»Ich weiß nicht, wie er es schafft, immer eine solche Ruhe auszustrahlen«, sagte Ma, die offenbar meine Gedanken gelesen hatte. »Dein Vater ist der glücklichste Mensch, den ich kenne. Und alles, was er will, ist, dass auch alle anderen glücklich sind.« Für einen winzigen Moment verzogen sich ihre Lippen in einem Anflug von Neid. »Verstehst du, was ich meine?«

Ich dachte an Daddys Zeichnungen und wie er mich immer dazu brachte, die Welt als etwas Größeres zu zeichnen, als sie war. Er selbst zeichnete in kleinen Vierecken und Linien, aber ich sollte immer das ganze Blatt füllen, von einer Ecke zur anderen, damit nichts vergeudet würde. »Ja, das verstehe ich«, sagte ich.

Ich stemmte mich auf die Kommode und ließ die Beine baumeln. Ich fragte Ma, ob sie ihn deshalb geheiratet habe, weil er die Welt glücklich sehen wollte. Für mich hörte sich das wie ein guter Grund an, um jemanden zu heiraten.

»Sie hat mich geheiratet, weil ich aussah wie ein Filmstar«, sagte Dad mit einem Grinsen. Ma und ich keuchten beide auf und prusteten los. Ma griff nach einem Kissen und warf es ihm an den Kopf. Das Kissen flog an ihm vorbei und prallte gegen ihr Hochzeitsfoto. Es schwang an der Wand hin und her wie ein Pendel.

»Du warst wach!«, rief ich und sprang von der Kommode auf das Bett. Die Matratze quietschte und Daddy stieß ein übertriebenes Stöhnen aus, als ich auf ihn fiel.

»Wie soll ich denn schlafen, wenn ihr Damen dabei seid, euch zurechtzumachen, mit eurem Haarspray und euren Schminktäschchen und euren Haarklammern?«, knurrte er und schloss wieder die Augen. *Ihr Damen*. Ich strahlte und fühlte mich erhaben und erwachsen.

Ma drehte sich um, um meine Kleider zu überprüfen. »Du siehst nett aus«, sagte sie.

Sie tupfte noch etwas mehr Puder auf eine Ansammlung roter Pusteln an ihrem Hals. »Trägst du keinen Schmuck?«, fragte ich. Sie versteckte ihre Narben unter langärmligen Blusen, geschlossenen Schuhen, langen Hosen mit steifem Bund und einer goldenen Halskette, die die Flecken verdeckte, die an ihrem Hals auftauchten.

Ma schüttelte den Kopf. Sie hatte die Halskette bei ihrer Hochzeit getragen. Auch die dazu passenden goldenen Kreol-Ohringe fehlten. »Deine Nani-ji hat ihn«, sagte Ma. »Ich habe ihr meinen Hochzeitsschmuck zur Aufbewahrung gegeben, als sie eingezogen ist.«

Das verstand ich nicht. »Aber es ist doch dein Schmuck!«, sagte ich.

»Ich habe ihn zu meiner Hochzeit bekommen. Aber er hat deiner Großmutter gehört«, sagte Ma. »Sie wird mir alles zurückgeben. Es ist das einzig Wertvolle, was sie je besessen hat, und sie hat ihn gerne bei sich. Weißt du noch, wie du als kleines Kind diesen stinkenden Kissenbezug überall mit dir herumgeschleppt hast? Das hier ist dasselbe.«

Meine Gedanken flogen in mein Zimmer. Ich überlegte, was ich wohl verstecken müsste, damit Nani-ji es nicht an sich reißen könnte, aber ich besaß nichts wirklich Wertvolles, außer meiner Sticker-Sammlung und dem kleinen Stapel Busfahrkarten, den ich über das Jahr gesammelt hatte. Ich beschloss, dass sie den gammigen Kissenbezug haben könnte.

Mas Spiegelbild zuckte mit den Schultern. Ihre Blicke trafen meine. »Das ist nicht wichtig, Pin. Gold ist Gold. Und dieses Design ist längst aus der Mode, also werde ich den Schmuck nicht an dich weiterreichen, wenn du eines Tages heiratest. Ich werde ihn zu etwas Modernerem umarbeiten lassen. Man sollte sein Herz nicht an Dinge hängen wie Halsketten oder alte Kleider. Das ist ungesund.« Sie trug noch ein bisschen Puder auf und eilte aus dem Zimmer.

Ich piekte Daddy in den Arm. »Willst du mit zum Tempel kommen?«, fragte ich.

»Nein«, sagte er.

»Warum nicht?«

»Ich schlafe.«

»Lügner!«

Daddy streckte die Hand nach der Schublade neben dem Bett aus. Seine Augen funkelten. »Sag mir ein paar Zahlen.«

»Ich habe mir keine überlegt«, log ich. Ich hatte mir in dieser Woche viele überlegt, aber ich hatte Angst, was Gott davon halten würde.

»Beeil dich«, sagte Ma und kam zurück ins Zimmer. »Deine Großmutter fängt schon an zu meckern.«

»Schon?«, fragte Daddy. Ich lachte. Ma fuhr herum und warf Daddy einen Blick zu. Er drehte sich auf die Seite und stellte sich wieder schlafend. Ich kam auf dem Weg in mein Zimmer im Flur an Nani-ji vorbei. Sie atmete sehr mühsam durch die Nase.

»Bist du krank?«, fragte ich hoffnungsvoll. Ich wollte den Sonntag gerne damit verbringen, den Jungs beim Fußballspielen zuzusehen, mich mit Daddy vor der Lottobude anzustellen und in der Küche zu sitzen und Ma zuzuschauen.

Nani-ji schüttelte den Kopf. »Dreh dich um«, sagte sie.

Ich gehorchte und spürte ihre knöchigen Finger auf meiner Kopfhaut. »Willst du so in den Tempel gehen?«, fragte sie mich. Mein Pferdeschwanz war locker und einzelne Strähnen klebten in meinem Nacken.

»Ich werde mich kämmen und ihn dann fester binden«, teilte ich ihr mit. Es wurde immer schwieriger, den Pferdeschwanz an Ort und Stelle zu halten. Ich musste etwas Babyöl benutzen, um die Locken zurückzuhalten, die aus meinem Kopf herausragten wie Kritzeleien.

Nani-ji schüttelte wieder den Kopf. Sie legte mir beide Hände auf die Schultern und führte mich zu meinem Zimmer. Ihre Fingernägel bohrten sich in meine Haut, und als ich versuchte, sie abzuschütteln, krallte sie sich fest. Als ich

die Tür hinter mir schloss, hörte ich Nani-ji mit ihrer kratzigen Stimme nach Ma rufen. Mit bangen Vorahnungen zog ich mich fertig an und gab mir dabei alle Mühe, das Gespräch der beiden zu hören, nachdem Ma in den Flur gekommen war.

»Na gut!«, hörte ich Ma sagen. Ich öffnete die Tür und sah sie mit erhobenen Händen im Flur stehen, als Zeichen der Kapitulation. Nani-ji nickte befriedigt und sagte: »Beeil dich. Ich will nicht wieder zu spät kommen.«

»Was ist denn los?« Ich folgte Ma in ihr Zimmer. Wortlos schnappte sie sich eine Bürste, einen feinen Kamm, eine Flasche Babyöl und eine Handvoll Haarklammern und Gummibänder. »Draußen«, sagte sie zu mir und nickte mit dem Kinn Richtung Wohnzimmer. »Deine Großmutter sagt, ich muss dir die Haare flechten.«

»Was? Wieso?«, fragte ich. Ich warf einen Blick auf Gott. Er sah ziemlich zufrieden aus.

»Weil es sich nicht gehört, mit einem Pferdeschwanz in den Tempel zu gehen, wenn du dir eine anständige Frisur machen kannst«, sagte Ma. Aber ich hatte dort Mädchen mit langen Pferdeschwänzen gesehen. Ich hatte sogar kurzhaarige Mädchen und Mädchen mit offenen Haaren gesehen. Die Frauen warfen ihnen verächtliche Blicke zu, und die kühneren Jungs piffen leise, wenn sie vorüberkamen, aber Gott griff nicht ein. Ich protestierte und schaute hilfesuchend zu Gott hinüber. Seine Miene war wieder ausdruckslos. Nichts.

»Setz dich, Pin«, sagte Ma. Sie klang genervt, als ob sie mich schon den ganzen Tag lang zum Hinsetzen aufgefordert hätte. Zuerst zog sie die Bürste ein paarmal durch meine Haare und machte sie damit zu einer fluffigen Wolke. Dann öffnete sie die Ölflasche, verrieb das Öl zwischen ihren Händen

und fuhr mir mit den Fingern durch die Haare, um sie glatt zu machen.

»Stillhalten«, sagte Ma, und das bedeutete, dass sie etwas vorhatte, bei dem ich am liebsten aufspringen und davonstürzen würde. Ich hörte ein leises, reißendes Geräusch, bevor ich den scharfen Schmerz auf der Kopfhaut spürte.

»Au! Warum reißt du mir die Haare aus?« Ich quiekte und versuchte, mich Mas Griff zu entwinden, aber sie hielt meine Haare in ihren Händen, und je mehr ich mich wehrte, um so weher tat es.

»Tu ich nicht«, sagte Ma grimmig. Ihrer Stimme war anzuhören, dass sie mit sich kämpfte. Wieder zog sie den Kamm durch meine Haare. Als er in meinen Locken steckenblieb, hob sie ihn an und benutzte ihn, um an den Knoten herumzunesteln, bis sie sich lösten. »Nicht bewegen«, sagte sie mit erhobener Stimme.

»Das tut weh!«, erwiderte ich fast ebenso laut. Ma ließ die Hände sinken.

»So redest du nicht mit mir!«, sagte sie auf Englisch. »Vor allem nicht vor dieser Person.«

Ich dachte zuerst, sie meinte Gott, weil sie ganz schnell in Richtung Wand nickte. Aber dann sah ich Nani-ji von der Küche ins Wohnzimmer schlurfen. Es wirkte, als wenn ihre einzige Beschäftigung darin bestände, von einem Zimmer zum anderen zu wandern, um Unruhe zu verbreiten. Und Ma war an diesem Morgen auch noch guter Laune gewesen. Normalerweise waren die Tempel-Sonntage die schlimmsten Tage. Ma war morgens immer nervös, zog sich mehrmals um und fuhr mich an, weil ich nicht rechtzeitig fertig war, auch wenn wir nur ihretwegen zu spät kamen. Im Bus rang sie immer die Hände, wie damals, als ich gedacht hatte, wir würden den Tempel für immer hinter uns lassen. Nani-ji ließ sich auf

einen Stuhl sinken, der unter ihrem Gewicht ächzte. Ma teilte meine Haare in drei Stränge auf und fing an, einen strammen Zopf zu flechten.

»Das solltest du jeden Morgen machen«, sagte Nani-ji zu Ma. »Sie sollte das Haus nicht mit Haaren verlassen, die in alle Richtungen abstehen. Ein Sikh-Mädchen sollte anständig aussehen.«

Ich machte ein finsternes Gesicht. Ma sagte nichts. Sie band ein Gummi um das Zopfende. Ich sprang auf und schaute in den Spiegel. Mein Kopf glänzte und meine Ohren ragten zu weit hervor. Ich sah komisch aus, und das erklärte ich Ma auf Englisch.

»Sei einfach still«, zischte Ma mir zu. Sie wickelte mir das Tuch um den Hals, griff zu ihren Schlüsseln und bedeutete Nani-ji, uns aus der Tür zu folgen. Auf der Busfahrt zum Tempel sagte sie nur etwas, als der Schaffner sie fragte, wohin sie fahren wolle. Die anderen Fahrgäste warfen uns schiefe Blicke zu wegen unserer Pailletten, unserer buntgemusterten Kleidung und dem Schmuck, der von Nani-jis Ohren hing. Ich sagte auch nicht viel, beugte mich aber vor, um Ma zu beobachten. Ich konnte mich nicht entscheiden, ob das, was sie gesagt hatte, für mich, Nani-ji oder Gott bestimmt gewesen war, der, die Arme vor der Brust verschränkt, von der Wand heruntergeblickt hatte, als wir unser Zuhause verlassen hatten, um zu Seinem zu gehen.

• • •

Es war ein langer Gottesdienst. Im Tempel sollte Gott unsere Füße nicht sehen. Alle saßen im Schneidersitz da oder mit den Füßen unter ihrem Hintern, die älteren Damen mit dem Rücken an Wände oder Säulen gelehnt. Ich musste mich ständig

umsetzen. Jedes Mal, wenn ich mich bewegte, blickte Nani-ji missbilligend von ihrem Gebetbuch auf. Ma hatte ebenfalls ein Gebetbuch, aber sie hatte Probleme mitzukommen, weshalb sie ihre Aufmerksamkeit weniger auf mich als auf die Stacheldrahtbuchstaben richtete, während sie versuchte, dem Gemurmels der Anwesenden im Text zu folgen. Ich wusste, dass sie nicht gut Punjabi lesen konnte, aber wenn Nani-ji dabei war, musste sie wenigstens so tun.

»Ma«, flüsterte ich. »Ich muss zur Toilette.«

Ma schüttelte den Kopf. »Wir sind bald durch«, sagte sie. »Warte.« Nani-ji sah uns wieder an.

Ich langweilte mich. Ich stellte mir vor, wie ich den Tempel zeichnen würde, wenn ich einen Stift und ein Blatt Papier hätte. Große Deckenventilatoren, die Staub aus den alten Teppichen aufwirbelten. Hohe, viereckige Fenster mit dunkelgrünen Blenden. Vorne ein Podium, goldverkleidet und gekrönt von einem weißen Baldachin, umgeben von Blumen, Münzen und Dollarnoten, die überall verstreut lagen. Der Priester saß hinter dem Podium und schwenkte etwas, das aussah wie ein Zauberstab, über dem großen Heiligen Buch. Ein größeres Porträt von Gott in einem schweren, goldenen Rahmen hing an der Wand. Ich hatte nie besonders darauf geachtet, aber jetzt konzentrierte ich mich auf Ihn. War Er mir aus der Wohnung hierher gefolgt, oder war das nur Sein Bildnis? Ich forschte lange in Seinem Gesicht, bis mir wieder einfiel, was ich Ma hatte fragen wollen. Ich zupfte an ihrer Bluse.

»Ich brauche eine neue Kara«, erklärte ich ihr. Ich zeigte ihr meinen Armreif. Er sah jetzt klein aus an meinem Handgelenk.

Ma schüttelte den Kopf. »Diese ist völlig in Ordnung«, sagte sie. »Du brauchst noch keine neue.«

»Die ist zu klein.« Ich versuchte, sie von meinem Handgelenk zu ziehen, um es ihr zu beweisen.

»Sie soll klein sein, damit sie dir in der Schule nicht herunterrutscht«, flüsterte Ma zurück.

Nani-ji beugte sich zu uns herüber und sagte, wie sollten aufhören zu reden. »Zeigt gefälligst Respekt!«, zischte sie. Ma rückte von mir weg und versenkte ihren Kopf wieder im Gebetbuch. Überall um mich herum konnte ich leises Geplauder hören. Die Frauen in ihren Grüppchen tauschten Klatsch aus. Die Teenager hatten ihre eigene Ecke gebildet, aus der Gekicher aufbrandete, um dann schnell wieder zu ersterben. Die Männer auf der anderen Seite des Raumes sprachen in ernsthaftem Tonfall miteinander; sie waren so ganz anders als Daddy mit seinem verschmitzten Grinsen. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn er mit uns in den Tempel kam, redete er nicht mit den anderen Männern, ebenso wie Ma nicht mit den Frauen redete. Er war höflich, saß aber in seiner eigenen Ecke und starrte stur geradeaus. Auf dem Heimweg erwähnte er Details, die ich nie bemerkt hatte, zum Beispiel, wie oft sich der Priester geräuspert hatte, oder eine schwarze Krähe, die die ganze Zeit auf der Fensterbank gehockt hatte, bereit, sich in den Raum zu stürzen.

Am Ende des Gottesdienstes warteten wir darauf, dass die Priester herumgingen und Degh verteilten – weichen, süßen Teig, in Butter und Öl gebraten. Um ihn auf die richtige Art zum empfangen, mussten wir die Hände ausstrecken und zu kleinen Schalen formen. Ma suchte in ihrer Handtasche nach einem Taschentuch, um das Öl an meinen Fingern aufzusaugen. Ich wischte mir die Hände ab und folgte ihr in den Speisesaal. Nani-ji kam zunächst hinterher, blieb dann aber stehen, um mit anderen alten Damen, anderen Nanis und Dadis zu plaudern. Ich fragte mich, wie meine Dadi-ji, Daddys

Mutter, wohl wäre, wenn sie noch lebte. Wäre sie ebenso mürrisch? Würde sie mich wegen Daddy warnen, so wie Nani-ji mich wegen Ma gewarnt hatte? Ich schnappte mir Mas Hand und zog, in der Hoffnung, Nani-ji in der Menge zu verlieren. Ma zuckte zusammen und schüttelte mich ab. Dann schaute sie in beide Richtungen, als ob wir eine Straße überqueren wollten, und zog ihren Ärmel etwas nach oben, um mir ihre Haut zu zeigen. Sie war Dunkel-Feuer-Rot, wie die Innenseite eines Mundes.

»Warum ist es so schlimm?«, fragte ich.

Ma streifte ihre Ärmel wieder herunter und antwortete: »Das ist so, seit deine Nani-ji bei uns eingezogen ist.« Das war keine Erklärung, aber es war alles, was sie sagte.

Wir ließen uns mit der Menge in den Speisesaal treiben. Meine bloßen Füße gerieten in einer kleinen Pfütze etwas ins Rutschen. »Vorsicht!«, sagte eine Frau neben mir. Überall um mich herum griffen Hände nach Stahltellern und Löffeln und Gabeln. Die Menschen unterhielten sich angeregt, begrüßten ihre Freunde, versuchten sich in die Warteschlange zu drängeln, stürzten sich auf freie Sitzplätze. Ma verzog den Mund, als die Menge uns weiterschob. Als sie meine Hand packte und mich zu sich zog, war ich dankbar. Am Ende der Schlange bekam ich das Übliche – ein Stück Roti und einen Schöpfer Joghurt. Ich schüttelte den Kopf, als der Mann, der Dhal ausgab, seine Kelle hob. »Bist du sicher?«, fragte er und musterte meine farblose Mahlzeit.

»Ja«, sagte ich und das Tuch rutschte mir vom Kopf. Ich ließ es um meine Schultern schlackern, bis ich bei einem freien Sitz zwischen Ma und Nani-ji ankam. Dort zog ich es rasch wieder hoch, ehe Nani-ji etwas merkte. Sie steckte ihre Tuch immer an ihren Haaren fest, auch, wenn sie nicht einmal in der Nähe eines Tempels war.

Nani-ji kaute ihr Essen bedächtig. Ma aß mit raschen, kleinen Bissen und war schon halb fertig, als sie merkte, dass ich auf sie wartete.

»Ach«, sagte sie, als es ihr wieder einfiel. Sie öffnete ihre Handtasche und nahm einen kleinen Pfefferstreuer heraus. Nachdem sie sich umgeschaut hatte, streute sie Zucker über meinen Teller. »Du wirst langsam zu alt dafür, Pin«, wisperte sie. Ich stellte mich taub. Ich war sicher, dass ich nie groß genug sein würde, um das Tempelessen zu mögen.

»Was macht ihr da?«, fragte Nani-ji und beugte sich zu uns herüber. Ma schob den Pfefferstreuer eilig wieder in ihre Handtasche.

»Nichts«, sagte ich.

»Was war das?«, verlangte Nani-ji zu wissen. *Was geht es dich an?*, hätte ich gefragt, wenn ich mich getraut hätte.

»Nichts«, beharrte Ma.

Nani-ji streckte die Hand aus und sah sich meinen Teller an. Der Zucker glitzerte. Nani-ji ließ ihren Blick zwischen Ma und mir hin und her wandern. Wir starrten beide auf unsere Teller hinunter.

»Du musst lernen, Gottes Speise so zu essen, wie sie für dich zubereitet wird«, sagte sie streng. »Du bist zu groß, um deine Mutter Zucker auf alles streuen zu lassen, damit du es isst.«

»Sie streut nicht auf *alles* Zucker«, widersprach ich.

Nani-ji sah Ma an. »Früher hast du Zucker auf alles gestreut«, sagte sie. Ma räusperte sich.

»Ich streue nur Zucker auf Sachen, die Pin nicht gerne isst«, sagte Ma.

»Ich spreche nicht von Pin«, sagte Nani-ji. »Ich spreche von Bilu. Du hast Zucker auf alles gestreut, was er gegessen hat.«

Ma sah Nani-ji bestürzt an. Ich war überrascht – wer war Bilu?

Dann aß Nani-ji weiter, aber Mas Hände waren auf halber Höhe in der Luft erstarrt. Als Nani-ji ihre Mahlzeit beendet hatte, drehte sie sich zu Ma um.

»Was? Dachtest du, ich hätte das nicht gewusst? Kein Wunder, dass er immer nach dir gesucht hat, wenn du nicht da warst.«

Ma sagte kein Wort. Sie rückte ihr Tuch wieder zurecht, diesmal so, dass es über die eine Seite ihres Gesichts fiel und es vor den Blicken verbarg. Sie beendete ihre Mahlzeit eilig, und ich tat es ihr nach, stopfte mir den gesüßten Roti in den Mund und spachtelte den Joghurt, bis auf dem Teller nichts mehr übrig war. Es schmeckte kaum nach was. Wir blieben nicht zum Tee. Ma zog mich aus der Tür, und Nani-ji trottete hinterher. Ma schien den Tempel so schnell wie möglich verlassen zu wollen.

»Wovon hat Nani-ji da gesprochen?«, fragte ich sie, als wir in den Schuhhaufen draußen nach unseren Sandalen suchten. Ich fand meine und hockte mich auf den Boden, um die Riemen zu binden. Als ich aufstand, war Ma verschwunden. Dann sah ich sie; sie redete mit einem Mann, der in der Nähe des Eingangs auf einem Tuch saß. Er hatte eine Auswahl an Karas vor sich ausgebreitet – Gold, Silber, dick und dünn. Ich erkannte ihn als den Mann, der Ma die ganzen Bilder von Gott für unsere Wohnung verkauft hatte. Ma reichte ihm Geld und kam mit einer Plastiktüte zum Schuhregal zurück.

»Hier«, sagte sie betont fröhlich. »Das ist für dich.« Sie reichte mir eine dünne, aber etwas weitere Kara, die ich problemlos an- und ablegen konnte, wann immer ich wollte. »Wenn wir nach Hause kommen, werde ich deinen Daddy bitten, die andere durchzusägen, okay?« Ihre Stimme klang

seltsam schrill, und ihr Lächeln sah aus, als ob es ihrem Gesicht wehtäte.

»Danke, Ma«, sagte ich. Die neue Kara glitt über die alte, als ich sie überstreifte.

Nani-ji kam aus dem Speisesaal getrottet und zu uns, um ihre Schuhe zu suchen. Ma und ich traten zurück und sahen ihr zu. Wir konnten beide ihre braunen Sandalen sehen, aber keine von uns bot an ihr zu helfen. Wir sahen ihr einfach nur zu.

• • •

Zu Hause ging Ma in ihr Zimmer und kam erst am Abend wieder raus. Ich hatte vorgehabt, sie in der Küche zur Rede zu stellen, aber sie schwebte nur von Zimmer zu Zimmer wie ein Gespenst, und es war schwer, Blickkontakt mit ihr aufzunehmen, ganz zu schweigen davon, sie dazu zu bringen zuzuhören. Ich wollte sie fragen, wer Bilu war, warum Nani-ji gesagt hatte, was sie gesagt hatte, warum sie plötzlich so unglücklich war. Es gab Fragen über Fragen. Ich konnte nicht aufhören, an sie zu denken; sie trieben durch meinen Kopf wie Daddys Lottozahlen an den seltenen Tagen, an denen ich zuversichtlich war, dass wir gewinnen würden.

Wir hatten den ganzen Nachmittag über die Küchenfenster offenstehen lassen. »Zum Glück hat es nicht geregnet«, sagte ich, als ich Ma in die Küche folgte. »Sonst wäre jetzt alles triefnass. In diesem Jahr hat der Regen früher eingesetzt.« Sie warf mir aus den Augenwinkeln einen Blick zu und fing an, den Kühlschrank zu durchwühlen. Es war nichts darin, das sie zufriedenstellte. Sie knallte die Tür zu und ging zum Fenster hinüber. Der Gesang der verbliebenen Singvögel vom Wettbewerb dieser Woche zog in unsere Wohnung wie feiner

Nebel. »Ich finde, das klingt friedlich«, sagte ich vorsichtig. Mein Mund war wie ausgedörrt. In meinem Kopf kreischten die Fragen, aber aus irgendeinem Grund konnte ich sie nicht hervorbringen.

»Kannst du die einzelnen Vögel hören?«, fragte Ma. »Oder ist das für dich alles nur ein lautes Geräusch?«

»Ich ... ich glaube, es ist nur ein lautes Geräusch. Aber jetzt sind weniger da, und da finde ich es leichter zu erkennen, welcher Vogel welches Lied singt«, sagte ich. Sie klang so nüchtern, als wäre es das gewesen, über was sie den ganzen Nachmittag in ihrem Zimmer nachgedacht hätte.

»Hör richtig hin«, sagte Ma. Sie beugte sich dichter an das Fenster heran. »Komm her und hör hin.«

Ich gehorchte. Wir lauschten beide angestrengt auf die Rufe der Vögel in ihren hölzernen Käfigen. Manchmal glaubte ich, das Lied eines einzelnen Vogels verfolgen zu können, aber dann legte sich ein anderer Gesang darüber und ich war nicht mehr sicher, wem ich jetzt zuhörte.

»In dieser Stadt überlappt sich einfach alles«, sagte Ma. »Ist dir das aufgefallen? Alles verschmilzt miteinander.« Es war mir aufgefallen. Betonbürgersteige über Gras, Wohnungen über Einkaufszentren, malaiisches Essen über indischem Essen über chinesischem Essen über McDonald's. Blätter, die in allen erdenklichen Schattierungen von Grün in die Luft ragten – Jade, Smaragd, ein tiefes Meeresgrün, ein kränkliches Gelblich-Grün. Darunter breiteten sich fleckige Äste in gebrochenen Linien über dem Himmel aus. Dahinter wiederum Gebäude. Unter diesen schlängelte sich der MRT durch die Stadt. Eine Stadt, eine Insel, ein Staat, ein Land. Alles einander überlappend.

»Der Trick besteht darin, Pin, alles für sich sehen zu können«, hatte Daddy immer gesagt, wenn ich ihm erzählte, wie

mies ich bei den Zeichenaufgaben in der Schule war. »Denk einfach nur an das, was du gerade in diesem Moment zeichnest, und dann klappt es.« Es klang, als ob Ma versuchte, mir dasselbe zu sagen, doch es fiel ihr schwer, die richtigen Worte zu finden.

»Wer war Bilu?«, fragte ich.

Ma schaute wieder aus dem Fenster. Sie forderte mich erneut auf, den Vögeln zu lauschen. Ich lauschte. Ich starrte an Mas Schultern vorbei auf die Bäume, die langsam mit der Dämmerung verschmolzen. Im Sonnenuntergang würden die Gebäude und die Bäume nur noch aus Umrissen bestehen. Ich lauschte angestrengt auf die Vögel, bis es klang, als wäre da nur einer. Dann hörte ich vereinzelt Applaus. Der Gewinnervogel war gewählt worden.

Ma ging vom Fenster weg und zog einen Stuhl aus der Küchenecke hervor. Sie fing an zu sprechen, als ich mich zu ihr setzte. »Bilu war mein jüngerer Bruder, und ich habe ihn mehr geliebt als alles andere auf der Welt. Er ist gestorben, als ich fünfzehn war.«